

Üplingen am 6. September 2011

Rede zur Verleihung des InnoPlanta-Preises

Andreas Sentker

Sehr geehrte Damen und Herren,

"Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache; dass er überall dabei ist, aber nirgendwo dazugehört." Das Motto des Tagesthemen-Moderators Hanns Joachim Friedrichs sollte für alle Journalisten eine Mahnung sein, Richtschnur des Handelns. Glaubwürdigkeit, Gradlinigkeit, Unbestechlichkeit – dafür stand der 1995 verstorbene Journalist.

In seinem Sinne bin ich nicht nur mit großer Freude sondern auch mit einer großen Hoffnung zu Ihnen gekommen.

Der Hoffnung, dass Sie mich nicht nur auszeichnen,

weil ich – gegen den Mainstream der Berichterstattung in Deutschland – ein Befürworter der Gentechnik bin,
weil ich Feldzerstörungen anprangere und die verharmlosende Reaktion von Politik und Justiz auf diese Straftaten kritisiere,
weil ich es für eine meiner wichtigsten Aufgaben halte, irrationalen Ängsten mit rationaler Aufklärung zu begegnen.

Ich hoffe, dass Sie mich auch auszeichnen,

weil ich für die Freiheit einer unabhängigen, transparenten und ergebnisoffenen Forschung eintrete. Sie erscheint mir wichtiger denn je:

Denn die Pflanzen, die weltweit auf den Feldern wachsen, schöpfen das Potential der Grünen Gentechnik bei weitem nicht aus. Im Gegenteil: Zum Anbau zugelassen sind relativ einfache Konstrukte aus der kommerziellen Frühzeit der Technologie.

Auf dem größten Teil der weltweit 150 Millionen Hektar, auf denen gentechnisch veränderte Pflanzen angebaut werden, wachsen gerade einmal vier Sorten: Soja, Mais, Baumwolle und Raps. Diese so genannten großen Vier tragen wiederum nur zwei Merkmale: Insektenresistenz und Herbizidtoleranz.

Von einem innovativ wachsenden Feld zeugen diese Zahlen nicht, im Gegenteil:

Die großen Vier haben zwar den Einsatz von Chemie auf dem Acker drastisch reduziert. Dennoch stützen sie gleich zwei im Kern falsche Vorurteile gegenüber der Gentechnik: das Vorurteil, Gentechnik gehe zwangsläufig mit industrieller Landwirtschaft und gewaltigen Monokulturen einher, und das Vorurteil, die Gentechnik bringe zwar den Landwirten und Unternehmen etwas, dem Konsumenten aber wenig.

In den Forschungs- und Entwicklungsabteilungen stehen ganz andere Pflanzen. Ölpflanzen mit einem hohen Gehalt an essentiellen Fettsäuren, Kartoffelpflanzen, die mit Genen aus einer wilden Verwandten gegen die gefährliche Kartoffelfäule immunisiert sind, Maispflanzen,

die auch in trockenen Regionen stabile Erträge bringen können.

Diese Pflanzen – und viele andere, die ihnen hoffentlich folgen werden – können und müssen künftig zeigen, welche ihrer vielen Versprechungen die grüne Gentechnik tatsächlich einlösen kann – und welche nicht.

Ich habe die Hoffnung, dass ich diesen Preis auch deswegen verliehen bekomme,

weil ich das Quasi-Monopol weniger amerikanischer Firmen auf dem Weltmarkt zwar historisch, ökonomisch und politisch verstehe, aber dennoch als Innovationshemmnis betrachte.

Ich wünsche mir einen globalen Wettbewerb, an dem auch kleinere Firmen und unabhängige Institute, vor allem aber deutsche Forschungseinrichtungen und unsere traditionellen mittelständischen Saatzuchtunternehmen teilhaben können.

Gegenwärtig sind wir jedoch im Begriff, die bestehenden Strukturen zu zementieren: Langwierige und kostspielige Test- und Zulassungsverfahren schließen kleinere Wettbewerber vom Markt aus. Die rigiden Haftungsregelungen beim Anbau haben Institute und Universitäten von den Feldern vertrieben. Ich vermute, auch die Feldzerstörer verdrängen den Gedanken, dass sie die Erforschung von Nutzen und Risiken behindern, dass sie deutschen Forschern und Firmen kaum eine Chance lassen, die von ihnen so sehr beklagte Weltmarktsituation zu verändern.

Aber auch die Binnenstrukturen verhindern den Wettbewerb. Der anhaltende Trend, zu patentieren statt zu publizieren, ist ein Hemmschuh für den wissenschaftlichen Wettbewerb. Der Patentschutz auf elaborierte Methoden ist absolut nachvollziehbar und notwendig. Patentschutz auf lebende Organismen provoziert naturgemäß vehemente Proteste.

Die Politik in Deutschland und Europa trägt ebenso dazu bei, die Weiterentwicklung der Grünen Gentechnik zu erschweren.

Ob der deutsche Gesetzgeber in seiner Fürsorge bedacht hat, dass er den Forschernachwuchs vom Feld vertreibt oder ins Ausland abwandern lässt? Dass er der Gentechnik bei dem verständlichen Versuch, ihre Risiken zu begrenzen, auch die Möglichkeit genommen hat, ihren Nutzen zu erweisen? Dass er sie durch weitreichende Haftungsregelungen dem Generalverdacht aussetzt, per se gefährlich zu sein?

Nicht nur aggressiver Widerstand, ökonomische Hürden, strenge Gesetze und staatliche Kontrollen verhindern aus meiner Sicht die Weiterentwicklung der Pflanzenbiotechnologie.

Eine Mitschuld liegt auch bei den Befürwortern der Technik: Die Unternehmen, aber vor allem die Hochschulen machen es sich allzu sehr leicht, wenn sie sich mit Verweis auf die prekäre Situation weitgehend aus der Forschung zurückziehen oder ins Ausland abwandern – und damit implizit das Signal verstärken, wir bräuchten die Gentechnik in Deutschland, in Europa nicht.

Ich habe die Hoffnung, dass ich diesen Preis auch verliehen bekomme, weil ich mir nicht nur von den Kritikern, sondern auch von den Befürwortern der Gentechnik mehr Differenzierung wünsche – und weniger Zuspitzung.

Der Gestus erfahrener weiser Männer, die im Brustton der Überzeugung fordern: „Glaubt uns, wir wissen Bescheid“ oder „Wir machen das schon lange, bisher ist nichts passiert“ wird von Zweiflern und Ängstlichen als kalte Arroganz empfunden.

Es ist kontraproduktiv, aus Sorge, den wenigen Boden in Europa unter den Füßen zu verlieren, so zu tun, als habe die Gentechnik nur Erfolge vorzuweisen. Und es war eine kurzsichtige Strategie, großen Ängsten mit noch größeren Visionen zu begegnen. Jedes nicht gehaltene Versprechen untergräbt die Glaubwürdigkeit des Visionärs.

Von all den vollmundigen Versprechungen aus der Frühzeit der grünen Gentechnik sehen wir bislang tatsächlich nur einen winzigen Ausschnitt in die Realität umgesetzt. Und natürlich sind gentechnisch veränderte Pflanzen keine Wunderwesen, deren Eigenschaften jedwede Evolution unverändert überstehen.

Ich setze große Hoffnung in die Gentechnik als Instrument – aber ich habe gegenwärtig wenig Hoffnung, dass sie sich in Deutschland in einer Zeit durchsetzen wird, die auch deutschen Forschern und Unternehmern den Anschluss an den internationalen Wettbewerb erlaubt.

Der neue Stuttgarter Koalitionsvertrag zwischen Grünen und SPD hat ganz Baden-Württemberg zur Gentechnikfreien Zone erklärt. Zitat: „Wir werden alle Möglichkeiten nutzen, um daraus einen Marktvorteil für die heimische Landwirtschaft zu machen.“

Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem Urteil vom 24. November 2010 die Verfassungsmäßigkeit des Gentechnikgesetzes bestätigt. Begründung: Die „Ausbreitung einmal in die Umwelt ausgebrachten gentechnisch veränderten Materials“ sei „nur schwer oder gar nicht begrenzbare“.

Was soll der deutsche Bürger von einer Technik halten, die von den beiden forschungsfreundlichsten Bundesländern dieser Republik ausgesperrt und vom obersten Verfassungsgericht als unkalkulierbares Risiko beschrieben wird? Wie soll er sich für eine Technik aussprechen, die von der Politik nicht gewollt und von der Justiz gefürchtet wird?

In diesem Moment der scheinbaren Ausweglosigkeit möchte ich Sie mitnehmen auf eine kleine Zeitreise zurück in das Jahr 1999, in ein Hotelzimmer in der Nähe von San Francisco. Hier saß ich am Rande einer großen Konferenz mit Sir Robert May zusammen, dem damals wichtigsten wissenschaftlichen Berater der britischen Regierung und späteren Präsidenten der Royal Society.

Die Briten hatten die BSE-Krise noch nicht ganz verdaut. Aber die Royal Society hatte bereits entscheidende Lehren aus dem politischen, ökonomischen, wissenschaftlichen und kommunikativen Desaster gezogen.

Sir Robert May fasste sie wie folgt zusammen: „Identifiziere Probleme so früh wie möglich; behandle sie mit der größtmöglichen Offenheit; mache die Daten jedem zugänglich; beziehe die besten Leute mit ein; stelle sicher, dass auch Laien beteiligt werden, um ein möglichst breites Spektrum an Meinungen einzuholen.“

Dann der entscheidende Satz: „Wenn man Vertrauen aufbauen will, muss man paradoxerweise Kontroversen zulassen.“

Mein sehr verehrten Damen und Herren,

Die Auseinandersetzung um die Grüne Gentechnik währt schon viele Jahre. Zwei Jahrzehnte davon habe ich sehr intensiv beobachtet – zunächst als Biologe, dann als Journalist.

Es mag Ihnen paradox erscheinen, aber ich bin fest davon überzeugt: Sir Robert May hat noch immer Recht.

Diese Gesellschaft hört nach BSE und Vogelgrippe, nach Deep Water Horizon, Stuttgart 21 und Fukushima weniger denn je auf Forscher in weißen Laborkitteln oder Strategen im grauen Anzug, die sagen: „Vertraut uns. Wir wissen Bescheid.“

Der offene Austausch bietet dagegen nicht nur die Chance, mögliche Risiken frühzeitig zu benennen, sondern auch die Chance, den Nutzen konkreter zu definieren.

Vor allem aber ist nur er in der Lage, den verheerenden Verdacht von Heimlichtuerei, rücksichtslosen Partikularinteressen und Manipulation auszuräumen. Und gerade diese Mischung ist – siehe Stuttgart 21 – das größte Gift für die Akzeptanz von Veränderung.

Wir müssen unser Vertrauen in die Kontroverse setzen – in der aufklärerischen Hoffnung, dass am Ende die Vernunft siegt.

Vielen Dank